

Hosenträger gegen das schnelle Leben

Florian Schmitz lebt wie vor 100 Jahren. Damit macht er sich in Köln verdächtig.

Von Dalia Antar

KÖLN, im Oktober. Es ist noch dunkel, kurz nach fünf. In seinem kahlen Zimmer mit dunklem Holzbett lehnt ein Landschaftsgemälde mit Goldrahmen an der Wand, schwere Gardinen lassen tagsüber wenig Licht herein. Florian Schmitz tritt an den Waschtisch neben dem Fenster. Auf der Anrichte stehen Kaisernatron und eine Holzzahnbürste, auf dem Tisch eine Porzellankaraffe mit Goldrand und eine Schale.

Der Fünfundzwanzigjährige gießt das Wasser in die Schale und wäscht sich das Gesicht. Tags zuvor hat er das Wasser aus dem Hahn abgefüllt. „Wenn ich im Hof unten eine Pumpe hätte, würde ich mir das Wasser auch holen“, sagt er. Seine blonden Haare sind an den Seiten kurz rasiert, die längeren Haare auf dem Oberkopf kämmt er mit Seitenscheitel. Die Wangen seines blassen Gesichtes haben von der Arbeit im Freien leicht Farbe bekommen. Die Gesichtszüge sind fein, der Schnauzbart hat einen Rotschich. Das Leben um die Jahrhundertwende ist für Schmitz längst kein Hobby mehr. „Es ist eine Lebensweise.“ Der Rückschritt kam mit dem Fernsehgerät. Eine Reality-Soap schickte 20 Menschen auf einen Gutshof. Sie lebten mehrere Wochen wie um die Jahrhundertwende, mit klaren Rollen, einfachsten Mitteln, ohne Strom und Fernsehen. Da war der Kölner 14 Jahre alt, „im tierischen Entwicklungsstadium“, wie er sagt. Er erinnert sich noch genau an den Tag, an dem er mit dem schwarzen Mantel, einem Einreih, in die Schule kam. Schmitz hatte sich von der Sendung inspirieren lassen. Seine Mitschüler standen vor Schulbeginn auf dem Pausenhof zusammen, als er zur Gruppe dazustoßen wollte. „Aber die sind weggegangen, als ich mit dem Mantel kam.“ Für seine Mitschüler war er fortan der Sonderling. Erst als sein Lehrer ihn ansprach, ob er nicht in einem Theaterstück den Butler spielen wolle, habe er seine Unsicherheit verloren. Auf der Bühne lebte er auf. „Da war ich auf irgendeine Weise jemand anders.“ Der Applaus bestätigte ihn in dem Wunsch, Schauspieler zu werden. „Auf der Bühne, da mag ich, dass sie mich anucken.“

Florian Schmitz geht in seinen schwarzen Lederpantoffeln in die Küche mit Mustertapete und Kirschholzboden. Die Zweizimmerwohnung liegt in einem Altbau aus dem Jahr 1905 mit Luftschuttkeller. Über der Küchenzeile steht auf einem Tuch die Aufschrift „Sich regen bringt Segen“. Die Details hat er gut ausgesucht, altes Inventar, Nähmaschine, klappernde Dosen, schwere Kerzenständer und sieben tickende Wanduhren. Er holt die Kaffeedose aus dem Regal, füllt die Bohnen in die Mühle. Einen Kohleofen gibt es nicht. Ein alter Herd mit Klappe muss es auch tun. Nachdem er das Wasser in den goldenen Kessel gefüllt und auf die Herdplatte gestellt hat, setzt er sich mit der Mühle auf einen alten Polsterstuhl und mahlt. Auf der Anrichte steht eine Würstchen-Konservendose, „Stramme Jungs“. Wegen seiner Ausbildung habe er kaum Zeit zum Kochen. „Es geht über Kartoffeln, Salat und Würstchen nicht großartig hinaus.“

Nach der Schule begann Schmitz eine Schauspielausbildung bei der Theaterakademie in Köln, brach sie allerdings ab. Er wollte die Skripte lernen, auf der Bühne stehen. Doch kreativ sein und mit seiner



Als alles noch gut und alt war: Florian Schmitz findet am Klavier zur Ruhe.

Fotos Franziska Gilli

Rolle experimentieren, das gefiel ihm nicht. Er bewarb sich auf mehrere Ausbildungsstellen. „Mir war wichtig, dass ich was mit den Händen machen kann.“ Im August 2012 begann er eine Ausbildung als Friedhofsgärtner. Schmitz erinnert sich an viele Gespräche zu seiner Berufswahl: „Sie fragen sich: Wie ist das, was arbeitet so ein Mensch eigentlich? Und dann komm ich damit raus: Friedhofsgärtner. Ja, das passt zu dir! Das passt so gut zu dir, hätte ich eigentlich vorher drauf kommen sollen“, sagen sie dann.“ Vor allem die Ruhe schätze er. „Allein schon der Arbeitsort, was ist das schnelllebig? Im Gegenteil, das ist der Ruheort schlechthin.“

Wenn er doch einmal gestresst von der Arbeit kommt, setzt er sich ans Klavier. „Beim Spielen rekreiere ich mein Gemüt. Ich kann dabei irgendwas, irgendwelche Farben und Bilder und Gemälde entste-

hen lassen.“ Auf dem Klavier stehen Fotos von seinem Großvater und seinem verstorbenen Vater, ein selbstgemaltes Bild der Großmutter hängt daneben. Porträts von Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. zieren die Wand über dem Klavier. „Das war damals so.“

Wenn er nicht am Klavier sitzt, näht er Klamotten oder trifft Freunde. Dann setzt er sich am liebsten auf eine Parkbank in seinem Viertel Köln-Neuehrenfeld und trinkt ein Bier.

„Ich habe sein Auftreten nicht mit einem dahinterstehenden Konzept in Verbindung gebracht“, sagt eine Freundin. Er sei normal, „so normal, wie es halt geht“, sagt sie und lacht. Freunde aus der Schulzeit habe er heute nicht mehr, sagt Schmitz. „Leute, die ich ab da kennengelernt habe, die kennen mich ja gar nicht anders, für die gehören Hosenträger zu

mir wie das Brot zur Bulette.“ Hat er eine Freundin? „Wie bitte? Ach so, Sie meinen eine Partnerin! Nein, habe ich nicht, aber es soll schon vorgekommen sein, dass ich nicht allein war.“ Er nimmt einen Schluck Kaffee aus der Blümchentasse, spült den Kaffee wie ein Tester genussvoll durch den Mund, hebt seine Augenbrauen. „Ich habe mal versucht, eine Philosophie dahinter zu packen.“ Sein Lebensstil sei eine Absage an den Konsum, das Rasen. „Man muss das Leben auch genießen, denke ich. Und das mache ich, indem ich das hier so auslebe.“

Jeden Tag fährt Florian Schmitz 16 Kilometer mit dem Fahrrad zur Arbeit und zurück. Die S-Bahn kommt für ihn nicht in Frage. „Da fahre ich mit meinem Fahrrad lieber meinen eigenen Weg, da kann ich mir ein paar eigene Gedanken machen, im Kopf höre ich Musik, meistens Mozart.“ Wenn es bald zu kalt wird fürs Fahrrad, dann komme seine schlimme Phase: „Die blöden Gesichter, diese Stimmung, die da im Zug herrscht, gefällt mir nicht.“

Florian Schmitz eckt an. Einmal sei er an einem Café vorbeigegangen, mit Mütze oder Hut auf dem Kopf. Eine Kellnerin sei aufgebracht auf ihn zugekommen. „Die hat mir angedroht, wenn sie mich das nächste Mal sieht, dass sie mir einen Eimer heißes Wasser übern Kopf kippt.“ Ein anderes Mal habe ein Mann die Hand zum Hitlergruß gehoben. Dabei gefällt ihm die Frisur aus den Dreißigern einfach nur, mit Politik habe das nichts zu tun.

„Wenn ich das richtig hundertprozentig durchziehen würde, dann werde ich zum Einsiedler“, sagt er. Sein Lebensstil ist nicht stringent. Ja, er habe Internet. Einige Möbel wie das Klavier oder die Wasserschale und die Karaffe habe er im Internet ersteigert. „Ich bin auch auf Facebook. Es geht doch manchmal schneller, sich in einer Stunde zu verabreden, als mit einem Brief.“ Seine Kleidung nähe er sich zum

Teil selbst, manchmal finde er Hosen mit hohem Bund aber auch im Internet. Sein beigeфарbenes Hemd ist von Karstadt. Viele Dinge in der Wohnung sind neu, aber auf alt getrimmt. Dann ähnelt seine Wohnung mehr einem Filmset, in dem er der Schauspieler ist, der sich seine Rolle auf den Leib geschneidert hat.

Gern begrüßt er einen mit „Enchanté, Madame!“ Oder er zieht den Hut beim Abschied. Andere Dinge wie der schwere Holzsekretär oder die Nähmaschine sind Erinnerungen an die alte Zeit, von seiner Familie. Schätze aus Kellern und von Speichern, liebevoll hergerichtet, die hier stehen wie in einem Antiquariat.

Beim Spaziergang durch sein Viertel fällt er auf: beigeфарbenes Hemd, graue Hose, grauer Mantel, junges Gesicht. Die Schritte der Vorbeigehenden sind schneller, einige mustern ihn. Er hebt den Regenschirm mit Holzgriff, streckt die Spitze in eine Richtung und erzählt etwas über die alte Route der Straßenbahn, die Straße der Dichter, die Kirche, in der seine Eltern geheiratet haben und er getauft worden ist.

Die Masse meidet er. Diskotheken besuche er ungern, auch fahre er selten in die Innenstadt: „Ich habe hier alles, was ich brauche.“ Eine Ausnahme mache er aber doch: Wenn das Wasser im Weihwasserbecken neben seiner Eingangstür leer ist, geht er zum Kölner Dom und nimmt sich ein bisschen Wasser mit. Religiös sei er aber nicht, hebt er hervor. Bei seinen Eltern gab es neben der Eingangstür auch ein kleines Weihwasserbecken, die Mutter habe die Kinder damit gesegnet. Seine Mutter lebt – wie seine Großeltern – nur wenige Gehminuten entfernt. Als er noch zu Hause lebte, habe er zwei Jahre mit der Hand gewaschen. Heute bringt er einmal die Woche die schmutzige Wäsche zur Mutter, für die Waschmaschine.

Ein Video über das Leben von Florian Schmitz finden Sie auf www.faz.net/wiefuerher

Schulschütze lud seine Opfer zum Essen ein

ceh. LOS ANGELES, 28. Oktober. Der Schütze, der an einer Highschool im amerikanischen Bundesstaat Washington am Freitag zwei Mitschüler tötete und drei weitere schwer verletzte, hat seine Opfer kurz vor dem Verbrechen zum gemeinsamen Mittagessen eingeladen. Der Sheriff des Bezirks Snohomish nördlich von Seattle teilte mit, der 15 Jahre alte Jaylen Fryberg habe die Mädchen Gia Soriano, Zoe Galasso und Shaylee Chucklaskit und seine Cousins Andrew Fryberg und Nate Hatch per Textnachricht in die Kantine der Marysville-Pilchuck-Schule eingeladen. Unmittelbar vor den Schüssen soll der Neuntklässler einer Freundin zudem ein Selfie geschickt haben, das ihn mit einer Waffe zeigte. Der Schüler hatte mit einer Pistole des Typs Beretta auf die Gruppe geschossen, bevor er die Waffe gegen sich selbst richtete. Die 14 Jahre alte Zoe starb noch in der Schulcafeteria, ihre Freundin Gia in der Nacht zum Montag im Krankenhaus. Der Zustand der Cousins Andrew und Nate, die ebenfalls in den Kopf getroffen wurden, soll sich seit dem Wochenende verbessert haben. Das Verbrechen hatte die etwa 60 000 Bewohner der Stadt Marysville besonders erschüttert, weil der mutmaßliche Schütze als beliebter, offener Jugendlicher galt. Wie Mitschüler sagten, soll Jaylen, der Sohn einer angesehenen Indianer-Familie, in den Wochen vor der Tat aber ungewöhnlich launisch gewesen sein. Er hatte sich angeblich in Zoe verliebt, die bei einem Schulball jedoch an der Seite seines Cousins Andrew erschienen war.

Kurze Meldungen

Jennifer Lawrence hat sich nach nur vier Monaten von Chris Martin getrennt. Wie die „Daily Mail“ meldet, soll die amerikanische Oscar-Preisträgerin dem Sänger der Band Coldplay den Laufpass gegeben haben, weil er sich trotz der Trennung von seiner Ehefrau Gwyneth Paltrow auch weiterhin ungewöhnlich vertraut mit der Schauspielerin in der Öffentlichkeit zeigte. Martin und Paltrow, die zehn Jahre lang zu Hollywoods stabilsten Paaren zählten, hatten zu Beginn des Jahres das als „bewusstes Entkoppeln“ deklarierte Beziehungsende bekanntgegeben. Lawrence war im Sommer wiederholt bei Auftritten der Band Coldplay beobachtet worden, bevor das erste gemeinsame Foto der Vierundzwanzigjährigen mit dem 13 Jahre älteren Martin erschien. Vertraute hatten schon über Lawrence' Pläne berichtet, mit Martin, dem Vater von Paltrows Kindern Apple und Moses, in dessen Villa im kalifornischen Küstenort Malibu zusammenzuziehen. (ceh.)

Robbie Williams, der frühere „Take That“-Sänger, macht auch private Momente gern öffentlich. Während die meisten Prominenten ihren Nachwuchs nach der Entbindung wochenlang verstecken, ließ der Brite die Fans jetzt auch an der Geburt seines ersten Sohnes teilhaben. Aus dem Kreißaal in London, wo Williams' Ehefrau Ayda Field am Montag das zweite gemeinsame Kind zur Welt brachte, unterhielt der Sänger seine Anhänger stundenlang mit Fotos und Videos. Die 35 Jahre alte Schauspielerin machte den Spaß mit. Nur als ihr Mann sie während einer Wehe zum Mitsingen des Titels „Candy“ animierte, wendete sie sich unter Schmerzen ab. Schließlich per Video die gute Nachricht. „Wir haben einen Sohn bekommen. Er wiegt 3660 Gramm.“ (ceh.)

James Tully, ein Fabrikarbeiter aus dem amerikanischen Pennsylvania, wird wegen seiner Ähnlichkeit mit einem flüchtigen Mörder jeden Tag mehrmals von der Polizei angehalten. Wie der 39 Jahre alte Familienvater der Zeitung „Pocono Record“ sagte, wurde er während des acht Kilometer langen Fußmarsches zur Arbeit an einem Tag siebenmal kontrolliert. Vor zwei Wochen soll eine Zivilstreife Tully zudem mit einem Gewehr gezwungen haben, sich am Straßenrand auf den Boden zu legen. Erst als ein zweiter Polizist hinzukam, durfte er den Weg von seinem Zuhause in Canadensis zu seiner Arbeitsstelle in Mountaintown fortsetzen. „Ich mache mir Sorgen, was noch passieren kann. Vielleicht wird das nächste Mal erst auf mich geschossen und dann gefragt?“, fürchtet Tully, der inzwischen einen Ausweis um den Hals und eine Warnweste trägt. Da der Fabrikarbeiter sich bislang kein Auto leisten konnte, läuft er jeden Tag etwa 16 Kilometer durch die bewaldeten Hügel im Nordosten des Bundesstaates, wo die Justizbehörden den mutmaßlichen Mörder Eric Frein vermuten. Der 31 Jahre alte Frein, ein Regierungskritiker und Waffennarr, hatte vor sechs Wochen bei einem Anschlag einen Polizisten erschossen und einen zweiten Beamten schwer verletzt. Um seinem Doppelgänger Tully künftige Polizeikontrollen zu ersparen, rief die Amerikanerin Dawn DeBiase jetzt im Internet zu Spenden auf. Mit den 22 000 Dollar, die in den vergangenen Tagen auf dem Konto eingingen, kauft Tully nun ein Auto. (ceh.)

Die Selfie-Laus bedroht Russlands Köpfe

Verbraucherschützer in Kursk warnen vor sprunghafter Ausbreitung der PedikULOse / Von Friedrich Schmidt

MOSKAU, 28. Oktober. Unter den Plagen, die Russland heimsuchen, hat auch die Laus ihren Platz. Nicht erst seit gestern. Doch geht es nach der Verbraucherschutzbehörde im Gebiet Kursk, profitiert der Parasit von modernen Selbstinszenierungen, welche die Erfolge verbesserter Hygiene zu verwässern drohen. Ironische Beobachter sehen sogar den Kreml bedroht.

Die Verbraucherschützer von der Grenze zur Ukraine nahmen sich vorige Woche in einer Mitteilung der Prophylaxe der PedikULOse an; so wird der Befall durch Kopf- oder Kleiderläuse genannt. Die Behörde erinnerte daran, dass die Blutsauger schon im Gefieder von Vögeln gefunden worden seien, die vor 44 Millionen Jahren gelebt hätten. Die „ständigen Begleiter elementarer und sozialer Armut“ könnten nicht nur unangenehmen Juckreiz, sondern auch tödliche Gefahren mit sich bringen. So seien im russisch-türkischen Krieg von 1768 bis 1774 mehr Menschen an von Läusen übertragenen Fleckfieber gestorben als an Verwundungen.

Die Verbraucherschützer holten noch weiter aus: Im mittelalterlichen Europa, schrieben sie, seien Läuse als „Gottes Perlen“ bezeichnet worden, weil sie „christliches Blut“ in sich getragen hätten, weshalb es als „Zeichen besonderer Heiligkeit“ gewertet worden sei, sich nicht zu waschen. Wer doch nicht der Versuchung widerstehen konnte, sich seiner Läuse und damit des Juckreizes zu entledigen, habe zu Quecksilber oder Seidenunterwäsche gegriffen, in der die Biester keinen Halt ge-

funden hätten. Das eine hatte fatale Nebenwirkungen, das andere war teuer. Gut, dass das vorbei ist: Der „moderne Mensch“, hielten die Verbraucherschützer fest, müsse aufgrund der verbesserten persönlichen Hygiene eigentlich nicht mit

„Phänomen wie Läusen aneinandergeraten“. Doch hätte der Appell aus dem Westen des Landes gewiss keine überregionale Aufmerksamkeit gefunden, wenn er das gleichsam zeitlose PedikULOsephänomen nicht mit einem zeitgenössischen, nicht

minder pandemischen Faktor in Zusammenhang gebracht hätte: dem sogenannten Selfie. Dabei fotografieren sich Menschen selbst, in Paaren oder Gruppen. „Der Grund für die Verbreitung von PedikULOse unter Jugendlichen ist, nach Mei-



Springt was über? Wladimir Putin unlängst mit jungen Sportlerinnen Foto Getty

Gefährlicher sind bloß die Flausen im Kopf

Der Untergang des Abendlandes ist nah, doch immerhin wird er ordentlich dokumentiert. Es gibt da dieses Bild im Kurznachrichtendienst Twitter, veröffentlicht im Juni von einer gewissen „Zoe“. Sie schreibt: „Bin fast gestorben beim #TDFselfie.“ Das Bild von der Tour de France zeigt Zoes halben Kopf, in ihren Brillengläsern spiegelt sich das Smartphone, unmittelbar hinter ihr rauschen Hunderte Fahrer auf Rennrädern vorbei. Das Beweisfoto der gefährlichen Aktion zeigt ihre fehlende Einsicht – für Menschen wie Zoe wurden die Darwin-Awards erfunden, die besonders dämliche, selbstverschuldete Todesfälle protokollieren und auszeichnen.

Zoe hat Glück gehabt, doch die Selfie-Manie geht so weit, dass sich der amerikanische Profiradsportler Tejay van Garderen dazu genötigt sah, die Fans in diesem Jahr für die waghalsige Jagd nach dem perfekten Foto zu kriti-

des Nationalparks zu halten. In Zeiten, in denen auf Kaffeebechern steht, dass der Inhalt heiß sein könnte, müssen Menschen wohl auch davor geschützt werden – schließlich nehmen die Zahlen der Besucher zu, die auf die gefährlichen Tiere zulaufen, um ein Selfie zu schießen. In Pamplona fotografierte sich ein sportlicher Hobbyknipser dabei, wie er vor einem Stier weglief – dieser Aktion verdankt er den Beinamen „Idiot mit dem Handy“.

Mitunter enden Selfie-Versuche auch tödlich, wie bei dem Ehepaar in Portugal, das eine Klippe hinunterstürzte, weil es ein Selbstporträt schießen wollte. In den Tod gestürzt sind auch ein italienischer und ein russischer Jugendlicher, die auf einer Klippe und einer Brücke herumtunten, um ein besonders waghalsiges neues Profilbild zu fotografieren. Da loben wir uns den Selfie-Affen. Der posierte zurückhaltend, ganz ohne Stunt. (joja.)